

Basis und in der gesamten Oikumene stattfindende Erscheinung war. Bemerkenswert ist, dass sich wohltätige Einrichtungen nicht sicher nachweisen lassen; der Autor spricht sicher zu Recht von einer Überlieferungslücke (136). Das Einsetzen von innerstädtischen Bestattungen lässt sich wie auch andernorts hier seit dem 5. Jh. beobachten. Dass der »Zusammenhang zwischen Reliquientranslationen und dem Einzug der Gräber in die Stadt« »eine zunehmende Abkehr vom Glauben an eine kollektive Auferstehung zugunsten eines Strebens nach individueller Erlösung« (137f.) widerspiegelt, wird man nicht unwidersprochen stehen lassen: Die Auferstehung am Jüngsten Tag wird theologisch für alle Menschen erwartet; die Nähe zu Reliquien und die Bestattung am geweihten Ort in der Nähe heiliger Körper können in der Vorstellungswelt der Christen dieser Zeit für das jenseitige Schicksal und bei der Auferstehung von Vorteil sein und waren deswegen überaus beliebt. Dies ist eine Entwicklung, die bereits im frühen 4. Jh. einsetzt und die gesamte Oikumene betrifft.

Die Unterschiede zwischen diesen drei Orten werden ebenfalls deutlich: Tomis, die ehemalige Hauptstadt, lebt vom Handel, so dass wohl in der ersten Hälfte des 4. Jhs. der große Mosaikbau-Komplex errichtet wird, der Lagerräume zur Verfügung stellt, auf der zweitobersten Ebene einen mit einem (in seiner Datierung umstrittenen) Mosaikboden versehenen, langgestreckten Saal, dessen Funktion unklar ist (42–44), der aber zu einem späteren Zeitpunkt wohl, wie der Einbau einer mit Marmorplatten verkleideten Tribüne in eine Längswand zeigt, für die Aufstellung einer Kaiserstatue und damit für den Kaiserkult genutzt worden sein könnte (44, Abb. 28). In Histria hat sich ein Komplex mit gehobenem Wohnkomfort erhalten, der durch Schleusen an den Zufahrtsstraßen die Zugänglichkeit beschränkte (103, 109) – ein Vorgänger der »gated communities«? In Tropaeum Traiani, einer »Stadtneugründung« des frühen 4. Jhs. (113), entstand aufgrund der wirtschaftlich schlechten Lage erst gar kein Villenviertel (134); dafür wurde das Stadtbild durch die Errichtung der Zisternenbasilika in der zweiten Hälfte des 4. Jhs. und der Marmorbasilika in der gleichen Zeit (121) bewusst gestaltet.

Insgesamt hat der Autor eine gelungene Studie zu einer wenig bekannten Provinz vorgelegt, die man gern wieder zur Hand nehmen wird.

Jutta Dresken-Weiland

4. Mittelalter

VOLKER LEPPIN: Geschichte des mittelalterlichen Christentums (Neue Theologische Grundrisse). Tübingen: Mohr Siebeck 2012. XV, 459 S. ISBN 978-3-16-150677-2. Kart. € 39,00.

So erstaunlich das auch klingt, ist eine umfassende, monographische Geschichte des mittelalterlichen Christentums in deutscher Sprache seit langem ein Desiderat, das mit dem hier anzuzeigenden Buch des Tübinger Theologen Volker Leppin bestens eingelöst wird. Es ist zugleich ein weiterer Markstein für die seit längerem einsetzende Öffnung der evangelischen Kirchengeschichte gegenüber dem Mittelalter, das inzwischen als »Teil der eigenen Geschichte« (so Leppin [10]) anerkannt ist. Die Bedeutung des Christentums im Mittelalter ist schließlich unabweisbar. Mit dieser Gesamtdarstellung erlebt die Thematik nun nicht nur einen Aufriss, sondern gleich einen Höhepunkt. Den Wandlungen des langen Zeitalters von 500 bis 1500 gerecht werdend, unterteilt Leppin sein Werk in fünf chronologisch gegliederte, unbeschadet der eigenen Forschungsschwerpunkte recht gleichmäßig aufgeteilte Kapitel und in insgesamt 20 durchgezählte Paragraphen, die je-

weils wiederum einzelne Aspekte beleuchten. Insgesamt bleibt eigentlich nichts, das man vermissen könnte, wenn man die – schon aus Kompetenzgründen notwendige – Beschränkung auf die lateinische Christenheit akzeptiert.

Kapitel 1 über die Genese der christlichen Gesellschaft des lateinischen Mittelalters (ca. 500–750) stellt zunächst die neue Geographie vor und verknüpft das mit der neuen Religionslandschaft (§ 1). Unter der Überschrift »Gestalten des Mittelalters« (§ 2) werden vor allem die allmähliche Durchsetzung des katholischen Christentums, samt seinen »Varianten« etwa auf den Britischen Inseln, sowie die Missionsbemühungen vorgestellt. Mit den »christlichen Sozialformen« (§ 3) werden Eigenkirchen, Kirchenhierarchie und frühes Klosterwesen behandelt, während mit dem »neuen christlichen Zeichensystem« (§ 4) die »kulturelle Transformation« veranschaulicht wird, die, völlig richtig, weder als »Germanisierung« noch als »Synkretismus«, sondern als »kulturelle Überlagerung« zu verstehen ist. Der Abschnitt über »Individuum und Gesellschaft« informiert sowohl über die Neustrukturierung der Zeit (mit Festtagen und sonntäglicher Messe) als auch über Priestertum, Patenschaft, Bußwesen und Begräbnissitten. Gewandelt erscheinen auch die Christusbilder – Christus wird zum irdischen Helfer – und die Verehrung der (fürbittenden) Heiligen. Dass die Eschatologie zeitlich und räumlich parallel verläuft (99), erklärt sich wohl treffender mit der »Parallelität« von (zeitloser) Ewigkeit und irdischer Zeit (mit dem Heiligen als Mittler). Insgesamt zeigt sich der Wandel von der Antike zum Mittelalter damit nicht zuletzt in der Entwicklung des Christentums.

Kapitel 2 begreift die Zeit von 750 bis 1050 als »Verfestigung christlicher Lebensformen zwischen Diesseits und Jenseits« und beginnt mit dem »neuen Machtgeflecht« (§ 5) der Karolingerherrschaft mit ihrer Papstbindung und der Neubegründung des Kaisertums wie auch der »Selbstkonstitution des Westens« durch Abgrenzung von Byzanz ebenso wie gegenüber dem spanischen Adoptionismus auf der Frankfurter Synode von 794. »Die christliche Entwicklung des Westens« (§ 6) legt den Akzent auf die christliche und kirchliche Durchdringung der Gesellschaft (Pfarrestruktur, Zehnt), die staatlichen Anordnungen und Bemühungen (Hofschule und »karolingische Renaissance«), aber auch auf die theologischen Debatten (Abendmahls- und Prädestinationsstreit), auf die Klosterreform Benedikts von Aniane und die Frömmigkeitspraxis mit Fürbitten, Reliquienkult und Stiftungen. Die »Verschiebungen in der christlichen Landkarte Europas« (§ 7) umfassen Wandlungen und Einfluss der Kirche in den christlichen Gebieten West-, Mittel- und Südeuropas und die Ausbreitung des Christentums im Norden und Osten. Die Intensivierung des monastischen Lebens (§ 8) informiert gut über die verschiedenen Klosterreformen, während die Einbindung der Klöster in die Gesellschaft etwas zu kurz kommt. Im Gegensatz dazu wird mit dem »Leib Christi und seine(n) beiden diesseitige(n) Körper(n)« (§ 9) das Zusammenwirken von Papsttum/Kirche und Königen intensiv in seiner Entwicklung behandelt, bis hin zur »Vision eines europäischen Gesamtreichs« unter Otto III. Ob das tatsächlich mit einer massiven Endzeiterwartung zusammenhängt, sei dahingestellt.

Im Zentrum des dritten Kapitels über das Hochmittelalter (»Christliche Einheit und ihre Strittigkeit, ca. 1050–1215«) stehen Kirchenreform, Reformpäpste und »Grenzziehungen zwischen weltlicher und geistlicher Sphäre« (§ 10) im Kontext des sog. Investiturstreits. Das Ergebnis ist eine »päpstliche Oberhoheit über die Welt« (§ 12), die mit Innozenz III. ihren Höhepunkt erreicht. Dazwischen aber werden mit den »Kulturelle(n) Zentren« (§ 11) zu Recht sehr ausführlich die mit dem Aufkommen der Städte einhergehenden geistigen Leistungen der Kathedralschulen Frankreichs (Frühscholastik) sowie die klösterliche Bildung und die neuen Orden, vor allem Zisterzienser und Prämonstratenser, besprochen, wird völlig richtig aber auch Leclercqs Trennung zwischen »Scholastik« und

»Monastik« relativiert. Abschließend werden noch klerikale und laikale Kulturen vorgeführt, wobei man bei Frömmigkeitsformen wie Magie, Reliquien, Bilderverehrung oder Wallfahrt allerdings eine weniger strenge Trennlinie ziehen könnte. Hier gibt es sicherlich unterschiedliche Ausdrucksformen, doch ist das alles grundsätzlich auch Bestandteil der »klerikalen« Kultur, von der sie zumeist ausgehen oder in die sie jedenfalls längst integriert sind. Sehr schön ist aber dargelegt, dass es sich nun um eine (stärker) »kontrollierte Frömmigkeit« handelt, für die treffend mehrfach Quellenausschnitte des 4. Lateranums angeführt werden.

Kapitel 4 (»Reale Kirche und ideale Kirche«) über die Zeit von 1200 bis 1325 stellt vor allem die Spannungen dieses Zeitalters heraus, die nicht nur von außen bewirkt sind, sondern sich nicht zuletzt aus inneren Reformbewegungen ergeben: Die Armutsfrömmigkeit führt nicht zuletzt zu den neuen »Bettelorden« der Franziskaner und Dominikaner, strahlt aber auch ins Laientum aus (Elisabeth von Thüringen, Mystik, Beginen). Dem Anspruch des Papsttums auf eine ganz auf den Papst zugeschnittene Kirche in der Bulle »Unam sanctam« Bonifaz' VIII. steht die reale Abhängigkeit vom französischen König gegenüber. In der Wissensvermittlung wirkt sich jetzt die Entstehung der Universitäten ebenso aus wie die Aristotelesrezeption, die schon bald aber auch in eine Aristoteleskritik einmündet, die vielfach nur die (alte) Logik ungeschoren lässt.

Das letzte Kapitel (»Polaritäten im späten Mittelalter«) fokussiert in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters solche Gegensätze: das Papstschisma und den Streit um den Einfluss der Konzilien, die frühreformatorische Neuorientierung der Theologie (mit Wyclif und Hus). Frömmigkeitskulturen stehen »zwischen Veräußerlichung und Verinnerlichung«, »zwischen Diesseits und Jenseits«: einerseits »Quantifizierung« (mit Ablass und Heiligenspezialisierung auf bestimmte Wunderheilungen), andererseits Mystik und Andacht, Reformorden, universitäre Wissenschaft und humanistische Wissenskultur. Die »Sozialgestalt der Kirche« steht »zwischen klerikaler Leitung und Partizipation der Laien«, die, mit traditioneller Weiterentwicklung (etwa die zahlreichen gestifteten Seitenkapellen der Kirchen), zugleich – und hier kommt wieder der evangelische Theologe zu Wort – in die Reformationsära überleitet, die aber auf zahlreiche Vorformen zurückgreifen kann und damit noch einmal die Bedeutung des Mittelalters auch aus dieser Perspektive herausstellt.

Das Buch bietet ein reiches Repertoire über alle Aspekte des katholisch-abendländischen Christentums im Mittelalter. Die chronologische Ordnung und die historische Einordnung bewirken eine gelungene »Historisierung« des Themas, auch wenn die Einzelaspekte (beispielsweise die Entwicklung des Mönchtums oder des Reliquienkultes) dadurch zwangsläufig auseinandergerissen werden und es nicht leicht sein dürfte, alle Erwähnungen zu einem bestimmten Aspekt aufzufinden. Ein Sachregister wäre hier hilfreich gewesen und wird durch die Marginalbegriffe zum Text nicht wirklich ersetzt, zumal sie optisch nicht zwischen Ober- und Unterbegriffen unterscheiden. Das Werk ist dadurch, trotz seiner hervorragenden Einzelinformationen, eher zur (sehr empfehlenswerten) Lektüre als zum Nachschlagen geeignet.

Leppin ist insgesamt gewissermaßen die Zirkulatur des Quadrats gelungen, indem er nicht nur einen soliden Gesamtüberblick über die Geschichte des mittelalterlichen Christentums vorlegt, sondern die strukturelle Besprechung der Einzelaspekte durchweg mit anschaulichen Beispielen zu einzelnen Phänomenen und Personen sowie mit kurzen Quellenausschnitten unterfüttert. Das Ergebnis ist ein Überblickswerk, das kaum Wünsche offen lässt. Die Zahl der Aspekte, bei denen von geschichtswissenschaftlicher Seite her eventuell etwas mehr Differenzierung eingefordert werden könnte, hält sich in engen Grenzen. Lediglich gegenüber dem Eigenkirchenwesen wäre nach jüngeren Forschun-

gen vielleicht etwas mehr Vorsicht angebracht gewesen, und die ›Friedelehe‹ ist zuletzt sehr unter Beschuss geraten. Man wird wohl auch darüber streiten können, ob jüngste, sehr angreifbare Thesen über den Canossagang Heinrichs IV. die ihnen hier entgegengebrachte Aufmerksamkeit verdienen, doch macht es gerade den Wert des Buches aus, dass Leppin nicht nur darlegt, sondern durchweg auch – mit dem neuen Forschungsstand – problematisiert (die Darlegungen über Chlodwigs Taufe zum Beispiel gehören zu dem Besten, was darüber geschrieben worden ist). Die Leser werden dadurch nicht nur trefflich über die Vielzahl der verschiedenen Aspekte und ihren durchweg berücksichtigten historischen Hintergrund, sondern auch über Forschungsdebatten und inhärente Probleme informiert. Gerade der Versuch, alle Aspekte samt ihren Hintergründen zu berücksichtigen, zeigt, wie wenig die Geschichte des mittelalterlichen Christentums von der Geschichte des abendländischen Mittelalters schlechthin zu trennen ist, das hier treffend in seinen Eigenarten vorgestellt wird. Vielleicht mag mancher Leser die großen Linien und Thesen vermissen, aber gerade die konkreten, detaillierten Beschreibungen werden das Buch noch langfristig benutzbar machen. Man kann Volker Leppin zu diesem Meisterwerk nur gratulieren.

Hans-Werner Goetz

CARMEN CARDELLE DE HARTMANN, SUSANNE UHL (HRSG.): Heilige Bücher (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes, Bd. 18, Heft 1). Berlin: Akademie Verlag 2013. 176 S. m. Abb. ISSN 0949-0345. Kart. € 27,00.

Sechs von vierzehn Vorträgen, die im Rahmen der interdisziplinären Ringvorlesung »Heilige Bücher im Mittelalter« im Herbstsemester 2011 an der Universität Zürich gehalten wurden, findet man in dem hier anzuzeigenden Heft der Zeitschrift des Mediävistenverbandes in Aufsatzform abgedruckt. Ein weiterer Beitrag wurde nachträglich aufgenommen. Diesen sieben Aufsätzen geht eine Einleitung voraus, die bestrebt ist, den Inhalt des Sammelbandes zwecks Ausweis innerer Kohärenz bestimmten thematischen Schwerpunkten zuzuordnen und die Zuordnungen zu begründen. Dabei werden auch jene Vorträge berücksichtigt, die andernorts publiziert wurden bzw. publiziert werden sollen. Dies hat zumindest beim ersten Schwerpunkt (»Textfixierung und Textproduktion«) zur Folge, dass die in der Einleitung gebotenen Erläuterungen zur Phänomenologie des heiligen Buches (etwa zu der von Autorisierungs- und Auratisierungsnarrativen begleiteten Arbeit am heiligen Text) insofern in die Leere führen, als sie von den beiden zugehörigen Beiträgen des Heftes – sie stammen vom Theologen Jörg Frey und der Orientalistin Renate Würsch – nicht eingeholt werden. Auch die Fragen, die die Aufsätze von Frey und Würsch einführen, scheinen sich eher auf den Vortrag von Peter Stotz zu beziehen, der, wie in Anm. 3 mitgeteilt wird, in erweiterter Fassung separat erschienen ist.

Die ersten beiden Aufsätze widmen sich heiligen Schriften im engeren Sinn (Tanach, Bibel, Koran) und bieten Einblicke in deren Kanonisierung und Rezeption. Bei der Lektüre des Beitrags von Jörg Frey fällt vor allem auf, wie reserviert sich der Autor im Zusammenhang seiner Betrachtungen zur »Herausbildung des biblischen Kanons im antiken Judentum und im frühen Christentum« (Aufsatztitel) gerade gegenüber der Kategorie der medial vermittelten Heiligkeit verhält. Statt diese zu ergründen, fokussiert Frey den an Lehrinhalten (und nicht an den Kategorien Inspiration, Aura oder Sakralität!) gebundenen Prozess der Kanonbildung und betont mit Hinweis auf die Textfunde von Qumran, dass die Frage, was in einer bestimmten Gemeinde des antiken Judentums (und auch des frühen Christentums) als kanonisch galt, von kontingenten Faktoren abhing, und dass